

„Die Welt ist unsere Kommunität!“

Gespräch mit Missionsschwestern

■ HEIDE PILS



Heide Pils, geb. 1939 in NÖ, Studium an der Hochschule für Angewandte Kunst in Wien, freie Grafikerin, Mitarbeit in der kath. Jugendpresse, 1969–74 Redakteurin im ORF, seit 1975 freiberufliche Filmemacherin.



Sr. Helene Maria Berger

Alle drei haben ihre Handys bei sich, als wir uns zum vereinbarten Termin treffen. Sr. Helene und Sr. Lucia sind in Zivil (Jeans und Pullover), Sr. Lelia trägt das Ordenskleid. Seit einiger Zeit stellt die Ordensgemeinschaft ihren Mitgliedern frei, wie sie sich anziehen wollen. „Ich hatte es einfach satt“, sagt Sr. Helene, „in der Öffentlichkeit blöd angedredet zu werden, wenn ich in Ordenstracht unterwegs war“.

Helene, Lucia und Lelia gehören dem Orden der Steyler Missionsschwestern an; wir sitzen in einem gemütlichen Aufenthaltsraum der Wiener Niederlassung im 10. Wiener Gemeindebezirk. Dieses Zentrum besteht aus Kloster, Volksschule, Hort und Kindergarten; die 25 hier lebenden Schwestern arbeiten als Pfarrsekretärin bzw. Pastoralassistentinnen in Wiener Pfarren, als Lehrerin, Krankenhausseelsorgerin, Betreuerin von Schubhäftlingen, Exerzitienleiterin; sie studieren, machen Sozialarbeit und Hauskrankenpflege. 150 Steyler Missionsschwestern gibt es in ganz Österreich; viele von ihnen haben Einsätze in Ländern rund um den Globus hinter sich. Weltweit zählt man 3.400 Angehörige dieses Ordens. Österreicherinnen befinden sich auch derzeit in aller Welt verstreut; als Universitätsprofessorin in Taiwan, als Krankenschwester in Papua Neuguinea oder als Lehrerin in Buenos Aires. Der Altersdurchschnitt ist allerdings hoch und die Zahl der Neueintritte nicht berauschend; die meisten jungen Frauen, die sich heute für das Ordensleben der Steyler Missionsschwestern entscheiden, kommen (in Europa) aus den Ländern des ehemaligen Ostblocks, oder aus Fernost. Die „ethnische“ Zusammensetzung meiner kleinen Gesprächsrunde ist also durchaus ordentypisch.

Ich habe mich mit Sr. Helene, Sr. Lucia und Sr. Lelia verabredet, weil ich mit ihnen

über Mission (Begriffswandel/Aktualität/Berechtigung) reden möchte. Ich frage die drei Frauen nach ihren Motiven für den Eintritt und ihren weiteren Weg innerhalb des Ordens.

Sr. Helene Maria Berger, 58

„Ich bin im Weinviertel in einer katholischen Familie aufgewachsen. Zu Hause ist Mission schon immer ein Thema gewesen, vor allem weil wir die ‚Stadt Gottes‘ (Zeitschrift der Steyler Missionare SVD) abonniert hatten. Dabei stand für mich zunächst das Interesse an der Dritten Welt im Vordergrund. Ich wollte Entwicklungshelferin werden. Als mir klar wurde, dass ein Einsatz in der Entwicklungshilfe ja eine zeitlich begrenzte Angelegenheit ist, habe ich nach einer Möglichkeit gesucht, diese Tätigkeit mein ganzes Leben lang ausüben zu können und mich für den Eintritt in einen Missionsorden entschieden. Dass meine Wahl auf die Steyler Missionsschwestern gefallen ist, hatte einen ziemlich pragmatischen Grund: deren österreichisches Provinzhaus, das Kloster St. Koloman, befindet sich in Stockerau, nicht weit von meiner Weinviertler Heimat.“

Sr. Helene wird Lehrerin. Im Jahr 1990 geht sie für drei Jahre in eine Missionsstation der SVD nach Botswana und unterrichtet dort an einer staatlichen Schule. Die Roman Catholics seien in diesem afrikanischen Staat eine von vielen Religionsgemeinschaften (Protestanten, Freikirchen, Sekten etc.). Konkurrenz habe es keine gegeben; man habe mehr oder weniger nebeneinander gelebt, berichtet Sr. Helene. Mühsam sei allerdings die Auseinandersetzung mit der afrikanischen Spielart von Esoterik, dem Geisterglauben und der Macht der Medizinmänner, gewesen, vor

allem als Anfang der Neunzigerjahre die Bedrohung durch Aids zum Thema wurde. „Es war schwierig, den Menschen klar zu machen, dass Aids kein Fluch ist, sondern eine Krankheit, die man bekämpfen kann. Aber da ist mittlerweile doch schon vieles möglich geworden an Aufklärung und Prävention, bis hin zum Verteilen von Kondomen (!)“

Nach ihrer Rückkehr aus Afrika leitete Sr. Helene zunächst das Exerzitienhaus der Steyler Missionare in St. Gabriel (Mödling bei Wien). Derzeit ist sie geistliche Begleiterin bei „Exerzitien im Alltag“, einem spirituellen Angebot des Wiener Pastoralamtes für Menschen, die ihr religiöses Leben vertiefen und mit neuen Impulsen anreichern wollen. Außerdem leitet sie Exerzitienkurse für Priester.

Sr. Lucia Budau, 32

„Ich bin in Rumänien geboren und wollte eigentlich schon als Kind ins Kloster gehen. Aber in der kommunistischen Zeit gab es ja keine katholischen Orden, zumindest nicht in unserer Nähe. Unser Pfarrer hatte in seiner Kirche Pfarrhelferinnen, die habe ich glühend darum beneidet, dass sie der Kirche dienen und so nahe bei Gott sein konnten ...“

Mit dem Ende der Ceausescu-Ära wird alles anders; die Steyler Missionsschwestern gründen 1991 eine Niederlassung in Lucias Wohnort. Der Wunsch, in den Orden einzutreten, wird für das junge Mädchen zu einer realistischen Perspektive. Allerdings: „Ich war ja noch sehr, sehr jung und hatte Probleme mit dem, was ich mir damals unter Mission vorstellte. Der Gedanke, in ein mir völlig fremdes Land zu gehen, nie mehr zurück zu kommen, und dort vielleicht zu sterben, hat mir zunächst Angst gemacht. Aber die Offenheit und Herzlichkeit der Ordensschwestern hat mir diese Angst genommen. Ich habe mich mit der Idee von Mission befreundet und beschlossen, es als Gottes Wille zu akzeptieren, wohin auch immer dieser Weg mich führen sollte.“

Im Jahr 1998 tritt Lucia in den Orden ein, sie kommt nach Österreich, lernt Deutsch und besucht das Seminar für

kirchliche Berufe in Wien. Zurzeit arbeitet sie als Pastoralassistentin in der Dreifaltigkeitspfarre in Wien 10. Am meisten Freude macht ihr die Arbeit mit jungen Leuten. Bei vielen Jugendlichen spürt sie ein sehr großes Bedürfnis nach emotionaler Nähe, den Wunsch, wahrgenommen und angehört zu werden, und sie erkennt, dass es da offensichtlich große Defizite in unserer Gesellschaft gibt. „Wenn die jungen Leute merken, dass ich sie ernst nehme, dann kann ich sehr viel von ihnen erfahren, was ihre Wünsche, Sorgen und Probleme sind, und auch sehr viel bei ihnen erreichen. Ich sehe, dass die Bereitschaft, sich in irgendeiner Form – auch im kirchlichen Raum – zu engagieren, bei ihnen durchaus vorhanden ist, vor allem, wenn sie darin einen Sinn erkennen.“



Sr. Lucia Budau

Sr. Lelia Surtina, 41

Sr. Lelia ist Indonesierin, sie stammt von der Insel Flores, wo die Bevölkerung zu 90 % katholisch ist (im Unterschied zu den anderen Inseln, Bali: Hinduisten, Buddhisten, Ambon und Timor: Protestanten, Jawa und Sumatra: Muslime). Seit 2004 ist sie in Österreich. Zu unserem Gespräch kommt sie vom Orthopädischen Spital in Speising, wo sie als Kranken- und Mitarbeiterseelsorgerin tätig ist. Sie erzählt: „Als Kind habe ich miterlebt, wie die Steyler Missionare und Missionsschwestern von Dorf zu Dorf gegangen sind, um die Frohe Botschaft zu verkünden. Sie schauten auf die Probleme der Menschen und hatten klare Ziele. Die Schwestern haben die jungen Frauen ausgebildet und ihnen damit ein Stück Unabhängigkeit und Selbstachtung gegeben. Die Kinder haben sie in Religion unterrichtet. Diese Art von Pastoralarbeit, besonders für Familien und Kinder, hat mich sehr beeindruckt.“

Sr. Lelia tritt in ihrer Heimat in den Orden ein und absolviert ein Pädagogikstudium. Nach den Ewigen Gelübden beschließt der Orden, sie zum „Missionseinsatz“ nach Österreich zu schicken. „Am Anfang war das für mich ein großer Schock“, sagt Sr. Lelia. „Klima, Sprache, Kultur, alles war fremd. Ich verließ meine Familie, mein



Sr. Lelia Surtina

■ Der Gedanke, in ein mir völlig fremdes Land zu gehen, nie mehr zurück zu kommen, und dort vielleicht zu sterben, hat mir zunächst Angst gemacht.

gewohntes tägliches Leben, mein Studium, meine Heimat. Die katholische Kirche in Flores ist viel jünger als hier, wo ich oft nur alte Leute im Gottesdienst sehe. Ich war einsam. Und ich habe Gott gefragt: Was willst du von mir?“ Allmählich ergeben sich für Sr. Lelia trotz – oder gerade wegen – dieser Krise neue Perspektiven. Sie macht einen Kurs nach dem anderen: Sprachkurs, Bibelrundenkurs, Musikkurs für Kinder, theologischer Kurs. Über die Kinder aus dem Musikkurs kommt sie an die Eltern heran. Und seit einiger Zeit ist sie nun auch Krankenseelsorgerin, steht zur Verfügung als Gesprächspartnerin, Zuhörerin, Trösterin für Menschen in der Ausnahmesituation eines Spitalsaufenthaltes. „Die Bereitschaft, neue Aufgaben zu übernehmen ist auch eine Chance, neue Wege zu den Menschen zu finden“, sagt sie heute.

Strümpfe stricken? Kirchen putzen?

Die (männliche) Vorstellung von den Aufgaben eines weiblichen Missionsordens wie den Steyler Missionsschwestern zum Zeitpunkt der Gründung gegen Ende des 19. Jahrhunderts mutet heute geradezu vor-sintflutlich an. Ordensfrauen sollten dazu da sein, die Missionspriester zu entlasten, sie zu bedienen, ihnen die Mühen des Alltags und der Haushaltsführung abzunehmen, allenfalls einfache kirchliche, karitative oder pflegerische Dienste zu übernehmen.

„Unser Gründer Arnold Janssen hat lange gebraucht, bis er akzeptiert hat, dass Missionsschwestern auch zu etwas anderem gut sind als Strümpfe zu stricken und Kirchen zu putzen!“, sagt Sr. Helene kämpferisch. „Erst als er bei den ersten Einsätzen seiner Steyler Missionare in China erkennen musste, dass es für Männer unmöglich war, die Frauen zu erreichen, hat er der Gründung der weiblichen Kongregation zugestimmt.“ (Steyler Missionare, gegr. 1875, Steyler Missionsschwestern gegr. 1889).

Was hat sich geändert? Wenn man heute, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, nach dem Selbstverständnis von weiblichen Ordensgemeinschaften – insbesondere der Missionsorden – fragt, wenn man ihre

Spiritualität, ihre pastoralen Konzepte oder ihre Vorstellungen von Missionsarbeit erkundet, so erkennt man sehr schnell, dass hier mittlerweile absolut moderne und fortschrittliche Wege beschritten werden. Die Frauenorden haben sich emanzipiert; es scheint sogar, dass sie rascher und mutiger als die oft zögerliche, männlich dominierte „Amtskirche“ auf neue Herausforderungen eingehen, Defizite aufspüren und mit neuen Ideen auf aktuelle Probleme reagieren. Das Spektrum reicht von der Arbeit mit Randgruppen und Frauen in Not, über Lebenshilfe und Bildungsarbeit, Kranken- und Altenpflege, alternative Medizin, bis zu Medienarbeit und Kommunikationstraining. (Quelle: Prospekt „Weitblick gefragt“ der Steyler Missionsschwestern).

Es ist heute nicht mehr vorstellbar, dass ein männlicher Ordensgründer bestimmt, was Missionarinnen tun sollen und was nicht. „Wir entscheiden selbst, wie und wo wir uns engagieren“, sagen die Schwestern selbstbewusst, „wir sind autonom und das ist auch gut so!“

Mission heute: Pastoral der Zukunft

Keine Frage: Die Zeiten, in denen „Mission“ in erster Linie bedeutet hatte, die „armen Wilden“ in den Entwicklungsländern aus den Fängen ihres finsternen Aberglaubens zu befreien und ihnen den christlichen Glauben zu bringen, verbunden mit den westlichen Errungenschaften von Zivilisation und Bildung, sind heute definitiv vorbei. Dieser Wandel des Missionsgedankens lässt sich auch an den unterschiedlichen Biografien von Sr. Helene, Sr. Lucia und Sr. Lelia ablesen. Von manchen Vorstellungen, die die jungen Mädchen einst dazu bewegen haben, in einen Missionsorden einzutreten, haben sie sich verabschiedet. Neue Herausforderungen sind dazugekommen, vor allem auch die Erkenntnis, dass Mission heutzutage keineswegs mehr eine Option ausschließlich für die sogenannte Dritte Welt ist. Europa selbst ist Missionsland geworden, mehr als je zuvor.

(Einschub: Vorbei sind auch die tragischen und schuldhaften Zeiten der gewaltsamen Christianisierung im Gefolge der

Kolonialisierung, als Missionare – vielfach als willige Erfüllungsgehilfen abendländischer Eroberer – das Christentum mit Feuer und Schwert implantiert und gleichzeitig alte Kulturen und soziale Strukturen unwiderbringlich vernichtet haben. Für meine drei Gesprächspartnerinnen ist diese schmerzliche Epoche der Vergangenheit eigentlich kein Thema. Es hat nichts mit ihnen und ihrem Missionsbegriff zu tun. Sr. Lelia, die Indonesierin, antwortet auf eine entsprechende Frage: „Als im Mittelalter die Portugiesen zu uns kamen, da sind ihre Priester zu den Dorfältesten gegangen und haben mit ihnen geredet. Wenn sich der Dorfälteste taufen ließ, dann hat sich das ganze Dorf auch taufen lassen.“ Eher amüsiert-ungläubiges Gelächter bei Helene und Lucia. Ende des Einschubs).

In ihren pastoralen und sozialen Tätigkeiten konstatieren die Ordensfrauen übereinstimmend ein starkes spirituelles Bedürfnis bei vielen Menschen; die Frage nach dem Sinn des Lebens wird vermehrt gestellt, vor allem auch in unserer westlichen Gesellschaft. „Wir merken, dass wir auch hier gebraucht werden. Wir versuchen, auf unmittelbare Bedürfnisse einzugehen. Wichtig für uns ist, dass wir nicht stehen bleiben, sondern ständig Neues ausprobieren, was immer wir gerade tun, und wo immer wir uns gerade befinden. Wir sind in der Welt, um als liebende Menschen bei den Menschen zu sein, um als hoffende Menschen die Zukunft mitzutragen, um als erlöste Menschen Zeugnis zu geben von der Liebe Gottes zu allen Menschen. Die Welt ist unsere Kommunität!“ ■

■ Aus der Geschichte haben wir gelernt, dass Mission immer in einem politischen Kontext steht, der kritisch betrachtet werden muss.

Mission evangelisch

Drei Abschnitte aus der Resolution der Generalsynode der Evangelischen Kirche A. u. H.B. in Österreich – November 2009

1.8 Mission ist ein belasteter Begriff. Die Kirchen haben es weitgehend selbst verschuldet, dass in ihren missionarischen Bemühungen sehr oft nicht das Evangelium von der Liebe Gottes erlebbar wurde, sondern Anpassungszwang, Bekehrungsdruck und die Missachtung der Kultur anderer Menschen. Wir distanzieren uns von einem solchen falschen Missionsverständnis, das mit dem Evangelium von der uns entgegenkommenden Gnade Gottes, die in Jesus Christus gegeben ist und durch den Glauben ergriffen wird, in Widerspruch steht. Für uns ist Mission nur in der glaubwürdigen Bezeugung der Liebe Gottes denkbar.

1.10 Aus der Geschichte haben wir gelernt, dass Mission immer in einem politischen Kontext steht, der kritisch betrachtet werden muss. Mission darf somit das Grundprinzip nicht verletzen, dass „jeder Mensch seine religiöse und kirchliche Bindung in freier Gewissensentscheidung wählen kann. Niemand darf durch moralischen Druck oder materielle Anreize zur Konversion bewegt werden; ebenso darf niemand an einer aus freien Stücken erfolgenden Konversion gehindert werden“ (Charta Oecumenica 2). Mission heißt also auch, sich dafür einzusetzen, dass das Menschenrecht der subjektiven und kollektiven Religionsfreiheit durchgesetzt, geachtet und gesichert wird.

3.1 Mission und Entwicklung gehören zusammen und sind zugleich voneinander zu unterscheiden. Während Entwicklungszusammenarbeit das Evangelium als Tatzeugnis verkündigt und in dem Bemühen um Befreiung von Armut, Hunger, Krankheit und ungerechten Machtstrukturen konkret werden lässt, konzentriert sich das missionarische Wirken im weltweiten Kontext auf das Wortzeugnis. Für uns wird das konkret durch die Förderung missionarischer Arbeit in den Gemeinden, durch ökumenische Partnerschaften und das gemeinsame kirchliche Leben mit Migrationsgemeinden. ■